

Vorwort

»Warum tust du das eigentlich?«, wurde ich vor wenigen Tagen wieder einmal gefragt. »Selbst hast du doch nichts davon? Oder?

Müsstest du nicht auch, wenigstens etwas, von der ganzen Arbeit profitieren?«

»Warum setzt du dich für Tiere ein? Du könntest dich genauso gut für Kinder stark machen. Sie brauchen doch auch Hilfe!«, wollte man circa 30 Minuten später von mir wissen.

»Meinst du, du würdest von irgendjemanden irgendeinen Dank für deinen Einsatz bekommen?«, meinte schließlich ein weiterer sich zum Thema äußern zu müssen.

»Na ja, du musst es ja wissen. Ich habe halt nie sehr viel mit Tieren zu tun gehabt. Wahrscheinlich kann ich es deswegen nicht nachvollziehen!«, versuchte man mir schlussendlich diplomatisch klarzumachen, dass man meine Arbeit für irrsinnig hält.

Meinungen, Stellungnahmen, Fragen. Jede Tierschützerin, jeder Tierschützer kennt sie. Wieder und wieder werden sie uns gestellt. So oder in ähnlicher Form.

Und immer suchen wir nach Antworten, versuchen zu erklären und zu rechtfertigen, warum wir unsere Kraft ausgerechnet in den Dienst der Tiere stellen, warum wir aktiv werden, wenn uns der Notruf erreicht, warum wir uns dem Elend an vorderster Front stellen und die Bilder der Qual mit nach Hause, mit in den Schlaf nehmen.

Wir versuchen, uns und unsere Arbeit zu erklären.

Aber, wie erklärt man eigentlich einem Menschen, dessen einzige erstrebenswerte Ziele Erfolg, Karriere, Besitztum und persönliches Ansehen sind, wie arm er in Wirklichkeit ist. Ist es überhaupt möglich, ihm klarzumachen, wie einzigartig und wertvoll - im Gegensatz zu seinen Werten - dieser eine Funken Liebe ist, der, wenn man bereit ist, ihn zu geben, tausendfach erwidert wird?

Sollten wir überhaupt immer wieder versuchen, ihm, der für alles ein »Danke« erwartet, zu erklären, wie viel Dank allein in der Zärtlichkeit eines einzigen Blickes eines geretteten Tieres liegen kann?

Warum eigentlich?

Warum rechtfertigen wir uns andauernd dafür, dass wir uns und unsere Zeit für die einsetzen, die unsere Hilfe brauchen?

Warum stellen wir nicht ganz einfach mal die Gegenfrage?

»Warum tust du eigentlich überhaupt nichts? Du hättest doch auch Zeit! Wenn du für die Tiere nichts übrig hast, dann könntest du dich doch für das Kinderheim nebenan engagieren! Oder ein oder zwei Mal die Woche im Altenheim am Ende der Straße vorbeischaun, um den Alten wenigstens hin und wieder das Gefühl des Abgeschobenseins zu nehmen.«

Aber zugegeben, es wäre eben nur eine Gegenfrage und keine Antwort.

Und mal ehrlich, würden wir unser Gegenüber mit einer solchen Gegenfrage nicht auch in eine unangenehme Situation bringen? Wer gibt schließlich schon gerne zu, selbst im Prinzip für niemanden etwas zu tun?

Außer natürlich für sich selbst!

Beate Rost

Schneeland

Einen Namen hatte man ihr nicht gegeben. Nur eine Nummer. In einer gigantischen Anlage aus Beton und Dunkelheit wurde sie in einer mit Sägespänen aufgefüllten Kunststoffwanne von einer alten Beaglehündin geboren.

Ein letztes Mal hatte diese alte Hündin es geschafft, einem kleinen Wesen das Leben zu schenken. Vier Wochen später starb sie in einer kalten Julinacht. Am darauf folgenden Morgen zogen die Wärter der Versuchstierzucht die alte Hündin an den Hinterläufen über den nassen Betonboden aus ihrem Zwinger.

Ängstlich drückte sich ihre Tochter in die hintere Ecke der feuchten Betonwände. Mit weit aufgerissenen Augen sah sie zu, wie einer der Männer den leblosen Körper ihrer Mutter in einen schmutzigen Jutesack steckte und sie fortbrachte.

Der andere starrte sie an. Groß und mächtig stand er vor ihr. Als er nach ihr griff, versuchte sie seinen Händen zu entkommen. Mit ihren kleinen Zähnen schnappte sie nach ihm. Sie wollte sich wehren, sie kämpfte und zappelte. Aber er schrie sie laut an und schlug mehrmals kräftig auf ihre kleine Nase.

»Halt endlich still!«, brüllte er. »Ich bin heute nicht aufgelegt für solche Spielchen.«

Plötzlich schoss ein betäubender Schmerz durch ihren Körper. Sie spürte etwas, das ihr fremd war. Etwas an ihrem Ohrbehang. Ein stechendes, wehes Gefühl.

Der Mann warf sie zurück auf den Boden. Sofort rieb sie ihr Ohr an der Wand. Es tat entsetzlich weh. »Lass das sein!«, schimpfte der Wärter und packte sie mit seinen großen Händen

im Nacken und schüttelte sie kräftig. »Wenn sich das entzündet, bin ich es wieder, der den Zirkus am Hals hat. Also hör auf damit und halt es gefälligst aus! Ich mach das hier schließlich nicht zum Spaß.«

Die kleine Hündin erstarrte. Sie saß ganz still da und rührte sich nicht.

An ihrem Behang war von nun an eine hellblaue Plakette befestigt.

Sie war vier Wochen alt und trug die Identifikationsnummer: MY-98-432.

* * *

Eisblumen verzierten die kleinen Fensterscheiben des alten Fachwerkhauses im nordhessischen Bergland. Im Kaminofen knisterte das offene Feuer und auf den schmalen Fensterbrettern lagen Tannenzweige, Nüsse und Strohsterne.

Hannes setzte sich zu Lea an den alten Holztisch und zündete den Rest der bereits abgebrannten, roten Kerzen an. Er zupfte ein paar Tannennadeln aus dem mittlerweile trocken gewordenen Adventskranz und beobachtete Lea nachdenklich beim Lesen.

»Hannes, wir haben noch genau zwei Tage, bis ich zurück nach Berlin fahre. Meinst du, dass du es bis dahin schaffen wirst, mir das zu erzählen, was du mir seit einer Woche erzählen willst?«, fragte sie und schob ihr Buch beiseite.

»Lea, ich weiß einfach nicht, wo ich anfangen soll! Das ist eine so verwickelte Geschichte ...«

»Um was oder wen geht es denn überhaupt?«, fragte Lea.

»Um Jochen. Es geht um Jochen.«

Lea sah Hannes überrascht an. »Um Jochen? Was ist denn mit ihm?«

»Du wolltest doch kürzlich wissen, wo er zurzeit arbeitet. Kannst du dich erinnern, dass ich dir gesagt habe, ich wüsste

es nicht? – Das stimmte nicht so ganz. Ich wollte es dir vorerst nur nicht sagen. Also, – um ehrlich zu sein, ich wollte es dir eigentlich gar nicht sagen, oder besser gesagt, frühestens, wenn alles vorbei ist ...!«

Leas Stirn legte sich ungewollt in Falten. Sie verstand kein Wort von dem, was Hannes ihr sagte.

»Jochen wird vermutlich bald meine Hilfe benötigen. Ja also, – alles in allem«, druckste Hannes weiter herum, »ach Lea, ich sollte es dir eigentlich nicht erzählen, um dich nicht unnötig zu beunruhigen, aber es kann sein, dass Jochen mich in Kürze brauchen wird –, nun ja, – ich denke, es ist doch besser, wenn du es erfährst.«

»Wenn ich was erfahre?« Lea war ungeduldig geworden. »Hannes, wenn du in diesem Tempo weitererzählst, werden zwei Tage nicht ausreichen. Und wenn du nicht ein bisschen genauer wirst, verstehe ich ohnehin nichts von dem, was du sagst.«

Hannes nickte. Lea hatte Recht. Entweder, er schenkte ihr jetzt reinen Wein ein, oder er behielte alles für sich. Jochen hatte ihn gebeten, Lea vorerst nichts von seinem Vorhaben zu sagen. Er wollte nicht, dass sie sich unnötig um ihn sorgte. Und Hannes hatte sich bis jetzt auch daran gehalten. Aber er hatte während der ganzen Zeit ständig das Gefühl gehabt, Lea gegenüber unehrlich zu sein.

»Jochen arbeitet seit einigen Wochen als Pfleger in der Klinik seines Vaters«, platzte es plötzlich entschieden aus Hannes heraus.

Lea sah ihn überrascht an. »Das ist doch schön, warum wolltest du mir das denn nicht sagen?«, fragte sie erstaunt.

»Ja, weil ...«, Hannes schluckte, »also um genau zu sein, Jochen arbeitet nicht als Krankenpfleger in einer Station!«

»Sondern?«, fragte Lea.